Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 23. Juni. Nr. 25

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Abendspruch. — Henrik Ibsen. Von Grege. — Chamberlains Kant. V. Von Professor Dr. W. Nestle. — Die neuere soziale Dichtung. II. Von Prof. Dr. Bräutigam. — Ein schönes Zeugnis für die Theologie. Von Otto Raupp. — Zum Streit um die Geltung des Apostolikums. — Gustav Werner-Stiftung. Von P. Mehlhorn. — Vom Büchertisch.

An alle

Leser und Freunde des Protestantenblattes

lassen wir hierdurch die Mitteilung gelangen, daß im Einverständnis mit dem bisherigen Verleger des Protestantenblattes, Herrn **Carl Schünemann** in **Bremen**, das Protestantenblatt vom **1. Juli** ab seitens des **Berliner** und des **Bremer Komitees in eigene Verwaltung** genommen wird und **von diesem Zeitpunkte** an unter der Firma:

Verlag des Protestantenblattes

in **Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15,** erscheint.

Inhalt, sowie **Format** und äußere **Ausstattung** des Blattes werden natürlich von dieser Verlagsänderung **in keiner Weise** berührt, da die **Redaktion** in den Händen der bisherigen Herren Redakteure verbleibt, und ebenso die **Herstellung** des Blattes auch fernerhin durch die Druckerei des Herrn Carl Schünemann in Bremen erfolgt.

Alle die **Expedition** und den **Verlag** des Protestantenblattes betreffenden Bestellungen auf einzelne Nummern, **Inserat-Aufträge,** Anfragen und sonstige Mitteilungen sind jedoch vom **1. Juli** ab **ausnahmslos nur** an den obigen **Verlag** zu richten.

Bestellungen auf das Blatt selbst können wie bisher bei allen **Postämtern,** durch den **Buchhandel** oder **direkt** durch den **Verlag** erfolgen.

Indem wir nunmehr in gemeinsamer Arbeit mit einem im Zeitschriftenwesen durchaus erfahrenen und buchhändlerisch geschulten Geschäftsführer für die Hebung und weitere Verbreitung des Protestantenblattes mit allen Kräften tätig sein werden, erbitten wir zugleich hierfür auch die Unterstützung und eifrige Mitarbeit **aller Leser und Freunde** unseres Blattes, denen zur Werbung neuer Abonnenten jederzeit Probenummern zur Verfügung stehen.

Schöneberg-Berlin,
Hohenfriedbergstraße 15.

Verlag des Protestantenblattes.

Um Störungen im Bezuge des Protestantenblattes zu vermeiden, bitten wir vor allem die Post-Abonnenten, die Neubestellung auf das III. Quartal umgehend vollziehen zu wollen.

Verlag des Protestantenblattes.

Abendspruch.

Am Morgen war ich frisch und stark,
Am Abend ward ich still und matt;
Früh flog ich auf mit Adlers Kraft,
Nun sink ich hin, ein müdes Blatt.

Doch kenn' ich eine Friedensstatt,
Da wird geweiht mir jedes Los,
Da bad' ich meine Stärke rein,
Da darf ich ruh'n im treusten Schoß.

Und niemand ist so klein noch groß, —
Sein ewig Wesen blüht ihm dort,
In Kämpfetagen sprießt es auf,
In Kummernächten keimt es fort. . . .

„O nennt ein Wort den Friedensort,
Hat Mauern er und Dachgezelt?" —
In tiefster Seele geht dir auf
Mit ew'gem Glanz die ew'ge Welt.

Henrik Ibsen.

Es kommt nicht auf die Richtigkeit, sondern auf die Höhe der Anschauungen an.
Karl Röttger in den „Masken".

Es könnte die Frage berechtigt erscheinen, was Ibsen im „Protestantenblatt" zu tun habe, er, der am Christentum mit souveräner Gleichgültigkeit vorüber ging.*) Und doch, — wie ich neulich Gerechtigkeit gegen Nietzsche forderte, fordere ich ein ehrendes Andenken dem Manne, der aus einer bitteren Einsamkeit, aus einer ungeheuren Heilandssehnsucht heraus seine Werke schuf; Werke, die eine solche geistige Höhe und eine solche beängstigende Einsicht ins Leben dokumentieren, wie sie kaum jemand vor ihm besaß. Da hilft nichts, mit diesem nordischen Recken muß sich schließlich Heide wie Christ auseinandersetzen; und wohl ihnen, wenn sie es großen Herzens tun.

„Ich bin die Flamme, ich bin das Schwert —" könnte man über das Leben und Dichten Ibsens setzen. Wenn man an der Hand seiner Dramen den inneren Lebensgang Ibsens verfolgt, kann man sein Schicksal, das hinter seinen vielen Gestalten und harten Worten geahnt wird, auch nur wie ein Drama fühlen, das, wie alle wahrhaften Lebensdramen, ein wenig müde und resigniert macht.

Mit tausend Masten fuhr Ibsen einst aus — es ist wohl reichlich ein halbes Jahrhundert her —, mit herrlichen Plänen war sein Schiff befrachtet, — und als er in „Wenn wir Toten erwachen" seine Arbeit abschloß und sich selbst einen Denkstein setzte, mußte er — und man fühlt da die tötliche Trauer Ibsens — bekennen: ich habe mein Leben verpaßt; über aller meiner Arbeit verpaßt. Zwischen diesem Anfang und Ende liegt ein gewaltiges Mühen und Ringen, die verzweifelte Arbeit eines rastlosen Lebens, die Wahrheit zu wissen. Und das ist immer das eine Große an Ibsen: die Unerschrockenheit und Unerbittlichkeit, mit der er der Sphinx „Leben" in die grünlich schillernden Augen sieht, die Beharrlichkeit, mit der er ihr immer wieder eine ganz winzige Weisheit entreißt, mit der sich ein Weilchen leben läßt. Freilich, nur ein Weilchen: von einem Drama bis zum andern. Denn für seine Person vermochte Ibsen das Größte nicht: Der Sphinx Herr werden, — und zwar eben deshalb nicht, weil es ihm nicht gelang, das vielgestaltige Ungeheuer Leben auf eine Formel zu bringen, — wie es alle Reformatoren immer wieder — vergeblich — versuchten. Aber — wie Richard Dehmel sagt — „das Leben überwindet nur, wer es stark zu Ende lebt".

Und doch ist auch Ibsens Leben heldenhaft in seiner Art — und also wertvoll für Mit- und Nachwelt. Ibsen ist ein geistiger Verwandter Friedrich Nietzsches. Wie bei diesem lebte auch in Ibsen die Sehnsucht nach dem höheren Menschen. Der höhere Mensch — das ist der, so da vermag „im Lichte" zu leben, der nicht die Lügen — unsere schrecklichen Lebenslügen — zum Leben gebraucht, — also der — so stark ist zu aller Wahrheit und jeder Höhe. Der Mensch, der reif ist zu reiner Freude, dem kleine Mittel zum Leben eben so fremd sind wie kleine Ziele.

Noch sagte ich nichts vom „Künstler" Ibsen. Und sein Künstlertum ist das zweite Große an ihm. Ich weiß, es gab Stimmen — und sie sind bis auf den heutigen Tag nicht ganz verstummt —, die sein Künstlertum in Abrede stellten, ihn einen Tendenzdichter nannten. Nun, ein Dichter, der sich als Zeitgenosse und zugleich als Vorbereiter einer größeren Zukunft fühlt, kann sich unmöglich den allgemeinen zeitlichen Tendenzen entziehen. Die liegen heute in der Luft, springen aus allen möglichen gesellschaftlichen und rasseeigentümlichen Verhältnissen heraus. Wenn Ibsen diese gegenwärtige Gesellschaft auf die Bühne brachte, so mußten diese Tendenzen mit anklingen: in den Gespenstern, in Nora, in der Wildente, in Rosmersholm, im Volksfeind, selbst in der Frau vom Meer und in Peer Gynt. Und sie klingen mit an, ohne Ibsens Künstlerschaft zu beeinträchtigen. Dazu war Ibsen zu wahrhaftig, er hatte zuviel Geschmack und künstlerisches Gewissen, als daß er personifizierte Ideen und Tendenzen uns vorgesetzt hätte. Eine Musterkollektion von guten und bösen Typen hat Ibsen mit seinen alles durchbohrenden Blicken festgehalten und mit seinen alles zerschmetternden Worten verewigt. Und das ist die Künstlerschaft Ibsens: trotz aller scheinbaren und wirklichen Tendenzen erschüttert uns das eine: der Kampf des Menschen mit dem Weltschicksal, die gewaltige Einsicht: niemand kann etwas anderes tun, als sein Schicksal erfüllen.

In seiner Künstlerschaft aber liegt auch zugleich das Geheimnis seiner Einsamkeit. Wäre er ein landläufiger Tendenzdichter gewesen, man würde mehr in seine Stücke gelaufen sein. Und der Ruhm, der schließlich kam und ihn groß machte, war oft auch nur ein Mißverständnis um seinen Namen und sein Wesen, das eben die Einsamkeit ist. — Ich weiß nicht, ob Ibsen je glücklich war: es wäre schade um ihn, wenn er's nicht war, — und man muß es manchmal bezweifeln. Er hatte vielleicht trotz aller geistigen Höhe und seelischen Tiefe nicht erkannt, daß es ein Glück gibt, das unabhängig ist von allem Guten und Bösen, von allen Erkenntnissen, ein Glück, das in irgend einer wahren, großen Liebe seinen höchsten Ausdruck findet.

Immerhin, dem sei wie ihm wolle. Ibsen wird seine Aufgabe erfüllen: wir hören hinter allen seinen Worten und Gestalten den Schritt des neuen Menschen, — aber noch weit. . . . Und darum war es wohl notwendig, auch hier von diesem Manne zu reden. Denn dieser Ibsen und Nietzsche sind uns notwendig. Sie bereiten das größere Christentum vor; denn sie wecken auf, sie schaffen Sehnsucht; erst müssen wir wieder — wie Jesus — mit Gerechten und Sündern in Einklang sein, erst müssen wir wieder das Leben sanktionieren in allen seinen Ausstrahlungen, — ehe ein wahrer Priester kommen kann und darf und selig sprechen. . . — —

„Die ungesungenen Lieder sind die schönsten", sagt der Skalde in den „Kronprätendenten" zu Yarl Skula. Etwas ist in jedem Dichter, das er nicht singen und sagen kann. Es schwebt wie eine ungesungene Melodie über seinen Werken und nur feine Ohren hören oder ahnen sie. Auch Ibsen hat solche ungesungenen Melodien; sie sind das Tiefste in jedem Dichter und jedem Menschen, sie sind ein Hauch, eine Ahnung, sie sind, wenn ich so sagen darf, das Aroma des Dichters, des Menschen. . . .

Und noch ein anderes Wort Ibsens ist mir unvergeßlich: das Wort des „Volksfeind" zu seiner tapferen Tochter: „Der einsamste Mensch ist der stärkste . . . ." Das Wort scheint ihn bis zum Tode begleitet zu haben, ihn, den vielleicht letzten großen germanischen Heiden und königlichen nordischen Recken. —

Grege.

*) Vergl.: „Kaiser und Galiläer?" D. R.

Chamberlains Kant.

V.

Denn wenn auch „Kant sein ganzes Leben lang von der objektiven Wirklichkeit der intelligiblen Welt überzeugt blieb" (739), so wird es aus Chamberlains Darstellung nicht recht klar, ob er selbst diese Überzeugung teilt. Mein Eindruck ist eher der, daß er die Frage nach der Realität der sog. Postulate der praktischen Vernunft auf sich beruhen läßt und sich damit bescheidet, daß sie ihren Dienst als die Sittlichkeit stärkende Ideen verrichten. Sie werden bald als „Dichtungen", „Allegorien", „Nicht-Tatsachen" (717,2) bezeichnet und es wird von der „Möglichkeit" der Existenz (741) und der Nichtexistenz (716) Gottes und der Unmöglichkeit, ihm irgend welche Eigenschaften beizulegen, gesprochen, da solche doch immer nur entweder anthropomorphistisch oder aber ein bloßes Wort ohne Begriff blieben (745), während jenen Ideen dann wieder „mehr Wirklichkeit als den Begriffen Zeit und Raum" zugeschrieben wird (752).

Ich für mein Teil gestehe, daß mir die Postulate Kants immer als eine Art, wenn ich so sagen darf, verdünnter Syllogismen erschienen sind: aus dem sittlichen Gesetz, das ohne weiteres als Tatsache hingenommen wird, wird der sittliche Gesetzgeber, aus dem Bedürfnis nach sittlicher Vollendung, die in der empirischen Welt nicht zu finden ist, die Unsterblichkeit erschlossen. Wenn aber, wie Ch. sagt, die Seele „eine Allegorie" ist (643), so kann ich mir ebensowenig denken, daß sie sterblich, als daß sie unsterblich sei. Die Gottesidee ferner ist allerdings nach Kant aus dem Sittengebot entsprungen als eine Veranschaulichung unserer moralischen Verpflichtung (751). Wenn wir aber in die Geschichte der Religionen hineinsehen, so erscheinen die Götter ursprünglich keineswegs als sittliche Mächte. Sondern sie sind Personifikationen von Gewalten, von denen man sich abhängig fühlt, die man fürchtet und sich günstig stimmen möchte, auf die man endlich die Erscheinungen des Naturlebens zurückführt. Erst mit der wachsenden Sittlichkeit des Menschen wird auch seine Gottesidee sittlicher: „in seinen Göttern malet sich der Mensch", d. h. er objektiviert sein eigenes geistig-sittliches Wesen in der Vorstellung der Gottheit, die mit diesem sich verändert. Hier scheint mir überhaupt ein schwacher Punkt in der Kantischen Philosophie zu sein: insofern nämlich, als er mit seiner „praktischen Vernunft" ohne weiteres von dem sittlich hochstehenden Kulturmenschen seiner Zeit, d. h. vom Christentum, ausgeht, ohne der Entwicklung der Gottesvorstellung und der Moral im Völkerleben irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieser Mangel tritt in Chamberlains Darstellung in verstärktem Maße hervor: in seiner Überschätzung des Mythus und in seiner Unterschätzung des konstruktiven philosophischen Denkens, bezw. der Gleichsetzung von Mythologie und dogmatischer Philosophie. Ich bestreite nicht, daß beide die Identität von Denken und Sein, den „Urmythus", wie Ch. sagt, zur Voraussetzung haben. Aber es heißt scharfe Grenzlinien verwischen, wenn man beide auf eine Stufe stellt. Für das mythische Denken sind zwei Tätigkeiten charakteristisch: Personifikation und Verbildlichung, während der Philosoph begrifflich denkt. Es gibt ja Grenzvorstellungen, wie z. B. das Chaos; aber diese gehören eben schon einer Übergangsperiode vom mythischen zum begrifflichen Denken an. Eben die Ausscheidung wirkender Persönlichkeiten aus dem Weltzusammenhang und ihre Ersetzung durch Kräfte ist das Werk der Philosophie und der Wissenschaft. Ich weiß wohl: für Ch. ist das eine Tautologie; ein X wird durch das andere ersetzt. Aber der Unterschied in der Art der Betrachtung ist nicht zu leugnen und es kann doch wahrhaftig nicht Zufall sein, daß überall in der geistigen Entwicklung der Völker die persönlichen Götter am Anfang stehen, die unpersönliche Auffassung der Welt aber erst auf einer hohen Stufe erreicht wird. Und diese „Entwicklung" — wenn der Ausdruck gestattet ist — findet auch im Individuum statt. Dieses biogenetische Grundgesetz läßt sich nicht in Abrede ziehen und Ch. selbst gesteht das ein (493): „Der naive Ausgangspunkt aller Menschen ist die Voraussetzung, daß alles beseelt sei, eine Voraussetzung, die ganz natürlich ist, da wir selbst vom Leben aus an die Natur herantreten, und die wir täglich bei Kindern, bei Tieren und bei Wilden beobachten können. Daher Descartes' Kampf gegen die Seele. Den Stoff entseelte er ein für allemal." Genau das ist der Gegensatz von mythischem und wissenschaftlichem Denken. Und derselbe Mann, der dies ganz klar einsieht, erklärt die Wissenschaft für „systematischen Anthropomorphismus" (159. 352) und Homer für „weit weniger anthropomorph, als wer sich einredet, Farbe sei Schwingungsdauer" (352). Der kritische Denker mag die Behauptungen der spekulativen Philosophie und die Hypothesen der exakten Naturwissenschaft für „Träume" erklären (279 f.); aber er darf nicht die zwei ganz verschiedenen Arten Vorstellungen zu bilden (im Mythus Bilder, in der Philosophie Begriffe) identifizieren. Denn sie gehören zwei verschiedenen Stufen des geistigen Lebens an, und, wenn wir dies verwischen, berauben wir uns einer wichtigen, der Erfahrung des Völker- und des Individuallebens entnommenen Einsicht.

Wie stellt sich Ch. endlich zu dem letzten, der Wichtigkeit nach ersten der Kantischen Postulate, der Freiheit? Auch hier hören wir wieder, daß die Freiheit einerseits eine Idee (710 f.), aber nichtsdestoweniger Tatsache (721), daß sie unbegreifbar (719) und doch einzig durch das Denken erreichbar (696 f.) sei, und angesichts dieser Widersprüche werden wir damit getröstet, daß es „das Wesen aller Ideen ohne Ausnahme sei, daß sie mit der Erfahrung nicht kongruieren" (720), und daß, „was für die theoretische Vernunft ohne Wirklichkeit ist, für die praktische Vernunft die ganze Wirklichkeit sein kann" (691). Nicht genügend tritt bei Ch. Kants Unterscheidung des empirischen und des intelligiblen Charakters hervor. Der empirische Charakter ist auch für Kant vollkommen in den Kausalzusammenhang eingeschlossen. Er ist es, der allein in die Erscheinung tritt und der durch die Heteronomie der Dinge (731), in letzter Linie durch das räumliche Sinnenreich, bestimmt wird. Aus der Tatsache des Gewissens und der Reue leitet nun aber Kant den autonomen intelligiblen Charakter ab, der in irgend welcher geheimnisvollen Weise den empirischen hervorbringt. Ich gestehe, daß mir dies nicht mehr Philosophie, sondern Mystik zu sein scheint. Ihren vollen Sinn erhält aber diese Vorstellung erst im Zusammenhang mit Kants Lehre vom radikalen Bösen, auf die Ch. nie zu sprechen kommt. Der intelligible Charakter soll nämlich eben die Erlösung vom Bösen, die vollständige Neuschöpfung des empirischen Charakters, die sittliche Wiedergeburt ermöglichen.*) Sittlich wertvoll ist für Kant nur eine Handlung, die gegen die Neigung geht. Diese Lehre vom radikalen Bösen ist es, die seiner Moral den Vorwurf der Rigorosität eingetragen hat, gegen den sie Ch. (702 f.) in Schutz nimmt, mit der sich aber weder Goethe, „der vortreffliche Jünger Kants" (659), noch Schiller, „der genialste aller Kantschüler" (599) befreunden konnte.**) Ja es kommt mir vor, als teile Ch. selbst nicht Kants Ansicht, daß Gut und Böse absolute Gegensätze seien. Denn es sieht doch wie Zustimmung aus, wenn er in den „Grundlagen" (881) von Jakob Böhme sagt: „Furchtlos geht Böhme weiter und leugnet den absoluten Unterschied zwischen Gutem und Bösem; der innere Grund der Seele ist weder gut noch böse; Gott selber ist beides . . . . . Das ist die reine indische Lehre; daß sie der Lehre der christlichen Kirche schlechthin widerstreite, haben die Theologen längst und ohne Mühe gezeigt." Wollte man Ch. seine Rassentheorie, sein Zugeständnis, daß unsere Weltanschauung mit uns geboren werde (11. 14), seine Äußerung, daß der Fabrikarbeiter infolge seiner geisttötenden Arbeit und „der bekannten physischen Übelstände, die natürlich auf den Geist wirken," völlig urteilslos sei (697), als Gegeninstanzen gegen die Freiheitslehre anführen, so würde er wohl erwidern, das berühre nur den empirischen, nicht den intelligiblen Charakter. Aber es fragt sich eben, ob die „Tatsache des Sollens" (708), auf der die ganze Freiheitslehre Kants beruht, sich nicht auch erklären läßt aus der Bildung eines sittlichen Gemeingefühls der Gesellschaft, mit dem das Individuum übereinstimmt oder zu dem es sich in Gegensatz stellt. Das Sündenbewußtsein ist nichts Ursprüngliches und z. B. der homerischen Welt noch völlig fremd. Doch das sind Fragen, die auch nur anzuschneiden hier viel zu weit führen würde.

---

*) M. Kronenberg, Kant. Sein Leben und seine Lehre. 2. Aufl. 1904. S. 250 f.; 310 f.

**) Schiller hat seine abweichende Auffassung bekanntlich in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben" (Z. 101 ff. Säk.-Aug. I 194 f.) zum Ausdruck gebracht. Goethe spricht sich über Kants Lehre recht derb aus: An Herder, 7. Juni 1793, gemäßigter: an Schiller 31. Juli 1799. Ch. möchte zu gerne wie O. Harnack (Goethe in der Epoche seiner Vollendung[3], 1905) wenigstens den reifen Goethe zum Kantianer und Theisten machen. Aber der Alte von Weimar will sich nicht in das Prokrustesbett zwängen lassen; der alte spinozistisch-pantheistische Adam kommt bei ihm immer wieder zum Vorschein. „Er gerät immer wieder auf naturphilosophische Irrwege", muß Ch. selbst betrübt gestehen (324; vgl. 79 und 547).

Ob wir also bedingungslos zu der Weltanschauung Kants zurückkehren können, ist mir zweifelhaft. Was seit Kant in Naturwissenschaft und Geschichte, besonders auch in Völkerkunde und Religionswissenschaft, erarbeitet worden ist, ist doch für unser Weltbild nicht gleichgültig. Man mag das Hegelsche System als Ganzes preisgeben, es hat mit seiner Betonung der Entwicklung der Ideen doch ungemein befruchtend gewirkt. Ob auf naturwissenschaftlichem Gebiet die Entwicklungslehre Recht hat oder nicht, bin ich, als völliger Laie in diesen Sachen, zu beurteilen nicht in der Lage. Das Verdienst wird man Ch. jedenfalls auch in dieser Hinsicht zugestehen müssen, daß seine Ausführungen geeignet sind, die Naturforscher an die Grenzen ihrer Erkenntnis zu erinnern, den weitgehenden hypothetischen Charakter vieler „Ergebnisse" der exakten Forschung zu kennzeichnen und den Männern, die wie Darwin, Haeckel, Ostwald u. a. als naturwissenschaftliche Beobachter Hervorragendes geleistet haben, das Gewissen zu schärfen und sie zu größter Vorsicht zu mahnen, wenn sie das philosophische Gebiet betreten. Und jedenfalls würde Ch. Philosophie und Naturwissenschaft zum größten Dank verpflichten durch die Ausführung des von ihm angedeuteten Plans, eine „platonische Lebenslehre" (464. 507,1) an der Hand des reichen von der modernen Naturwissenschaft dargebotenen Stoffes zu verfassen. Aber auch jetzt schon wird man gut tun, seinen Gründen Beachtung zu schenken und der neu gegründete „Deutsche Monistenbund" dürfte es nicht unter seiner Würde erachten, diesen Gegner zu hören und sein „Dogma" einer Revision zu unterziehen. Freilich berührt die grimmige Feindschaft, mit der Ch. den Monismus verfolgt, insofern etwas eigentümlich, als er doch selbst diese Weltanschauung in seine Tafel der möglichen Weltanschauungen eingereiht hat und sie bei einer gewissen Geistesanlage, bei nach innen gerichtetem Denken, für unvermeidlich erklärt. Aber er wertet eben diese verschiedenen möglichen Weltanschauungen keineswegs gleich; ja einmal sagt er es gerade heraus (79): „Der Dualismus ist keine Theorie, sondern eine Tatsache." Die „Gedankensünde" ist ihm bei allen diesen Theorien, daß sie sich als Tatsachen geben, während sie doch in seinen Augen nur Methoden sind. Dies ist der springende Punkt. Nach Kant und Ch. wachsen diese Methoden, die Welt zu schauen, im Kopf des Menschen und dieser zwingt sie der Erscheinungswelt auf, um Ordnung in die Vielheit der Erscheinungen zu bringen; er darf aber nicht glauben, damit das Wesen der Dinge selbst erkannt zu haben. Den „Naiven" erscheint es gerade umgekehrt: daß die Gewalt der Tatsachen im Geist des Wahrheit suchenden Menschen jene Betrachtungsweisen erzeugt und ihm aufzwingt, mag es ihm gefallen oder nicht, und so bisherige, irrige Anschauungen auflöst oder modifiziert. Daß auch die Erfahrungswissenschaft transzendente Vorstellungen beeinflussen kann, dafür bietet doch z. B. das Kopernikanische Weltsystem einen deutlichen Beleg, von dem Ch. selbst sagt, daß es „allen Raum für unsere Träume wegnahm. Für Gott, „der im Himmel ist", gab es keinen Platz mehr, keinen Platz mehr für die ewigen Feuer der Hölle" (380). Das deckt sich dem Sinne nach vollkommen mit einem bekannten Wort von D. Fr. Strauß. Der Kantische Kritizismus erlaubt, genau genommen, so bestimmte Aussagen über transzendente Dinge, auch wenn sie nur negativ gefaßt sind, nicht. Freilich unterstreicht Ch. auch an anderer Stelle den hypothetischen Charakter sogar der Kopernikanischen Weltanschauung (640,1).

Aber wie man sich immer zu Chamberlains Anschauungen stellen mag, hinter ihnen — das spürt man aus jedem Satze — steht eine edle, gediegene Persönlichkeit, die man verehren und lieben muß, ein Mann, der etwas vom Feuer des Propheten an sich hat, wie ein Kierkegaard und Lagarde, der daran arbeitet, das geistige und sittliche Leben seines Volkes aufzurütteln und zu heben, der an Denken und Gewissen appelliert und vor der drohenden Gefahr einer religiösen Reaktion (754) ebenso nachdrücklich warnt wie vor der von Presse und Maschine ausgehenden Schwächung des

Denk- und Anschauungsvermögens unseres Volkes (697). Und so sei denn das Buch allen, die sich für philosophische und naturwissenschaftliche Probleme interessieren, denen überhaupt um wirkliche Geistesbildung und nicht nur um einen Bildungsfirnis zu tun ist, aufs wärmste empfohlen. Lernen kann an dieser Quelle jedermann, wie er dann auch selber die gewonnenen Anregungen verarbeiten und verwerten mag. Auch mit diesem Buche hat der Verfasser bewiesen, daß er nach dem Motto der „Grundlagen" mit Goethe „sich zu dem Geschlecht bekennt, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt".

Schöntal (Württemberg). Professor Dr. W. Nestle.

Die neuere soziale Dichtung.

II.

Einer der allerersten unter den Neueren, Richard Dehmel, ist auch in der sozialen Dichtung zu allererst mit zu nennen. Zunächst sein kleines Lied Spelunkenrevier. Der Ort der Handluug ist im Titel deutlich angedeutet. Die Masse der Insassen wird nicht mit einer Silbe erwähnt. Der Dichter hielt es offenbar gar nicht für nötig, auch nur einige Striche dieser illustren Gesellschaft zu widmen. Nur die wenigen handelnden Personen kommen in Betracht: Ein alter Geiger fiedelt ein Lied, die älteste Tochter schlägt die Harfe. Die zweite sammelt mit dem Teller ein. Die jüngste, ein verhungertes Kind, hopst irgend einen Tanz und singt dazu ein Lied, ein Lied — von verlassener Liebe. Wie mit einem Zaubertone ist der Dichter der öden Wirklichkeit entrückt. Alle ja, die das Thema von verratener Liebe erlebt haben, verstehen sich gleich, ob sie nun hier in düsterer Spelunke sitzen, oder droben im schimmernden Palast. Wie hebt es alle aus dem Schmutz empor! Und wie fein ist die Stelle dieses kleinen Liedes aufgebaut, wenn der Dichter zur Einsammlerin sagt: Sing es noch einmal, das Lied von verlassener Liebe.

In dem großen Gedicht: Vierter Klasse gibt Richard Dehmel Bilder aus dem Auswandererleben. Auswanderer- und Emigrantenleiden sind ja oft geschildert worden. Ich erinnere nur an Goethes Hermann und Dorothea. Eines der bekanntesten Werke aus der Kunsthalle in Bremen ist Otto Schwerdtgeburths großes Gemälde: Der Salzburger Emigranten letzter Blick auf die Heimat. In allen deutschen Lesebüchern steht Freiligraths herrliches Gedicht Die Auswanderer. Wie ganz anders Dehmel! Freiligrath ist der sentimentale Dichter, Dehmel der unerbittliche Realist. Wie weich, mild, fast einschmeichelnd ist alles bei Freiligrath! Nichts von bleicher Not ist zu spüren. Volle Körbe heimatlichen Brotes tragen die Auswanderer mit sich. Und wie frisch sind im Schmuck der langen Zöpfe die Schwarzwaldmädchen braun und schlank! Und sogar etwas von der in Aussicht stehenden Indianerromantik klingt in das milde Lied hinein. Aus den heimatlichen Töpfen, aufs sorgsamste behütet von den Auswanderern, werden bald wegesstaube Tscherokesen trinken, die in den Blockhütten der künftigen Farmer Einkehr halten.

Bei Dehmel sitzen die Auswanderer in IV. Klasse des rasselnden Zuges, der durch Pommerns Ebene keucht. Man hört verworrene Worte hin und her. Man sieht Gesichter, furchig, knochig, stumpf. Wie einschneidend die Strophe:

Zusammengeduckt mit Hab und Gut,
mit ihrem letzten bißchen Mut,
aus Polen und Preußen sitzen sie da
und wollen nach Amerika!!

Aber auch hier bringt Dehmel am Schluß in das klägliche Los der Armen einen großen, erhebenden, ja feierlichen und majestätischen Ton. Bei der Allgewalt des Todes vergessen alle in dieser IV. Klasse kurz vor der Einfahrt in Hamburg das übrige kleine Leid. Als eine arme Bäuerin das Tuch vom Gesicht ihres Säuglings zieht, ist das kleine Wesen starr und tot. Gewiß braust dann das Leben weiter,

unbekümmert um das Glück und Weh des Einzelnen, aber die Roheſten und Fremdeſten ſind doch einen Augenblick erſchüttert von der geheimnisvollen Macht des waltenden Schickſals über uns.

Wie der Literaturcharakter im Roman der letzten zwanzig Jahre war, zeigt ſich ganz deutlich in den Buchüberſchriften: die damaligen Autoren überboten ſich förmlich in der Auffindung von Buchtiteln, die recht deutlich und markig auf den Inhalt hinweiſen ſollten, auf die hier zu Tage tretende Mitleidspoeſie und Armeleutemalerei. Hier nur einige Titel: Die Verkommenen, Die Betrogenen (Kretzer), Stiefkinder der Geſellſchaft (Hans Land), Dunſt aus der Tiefe (Heiberg), Das Leben auf der Walze (Wolfgang Kirchbach), Die am Wege ſterben (J. J. David und Hans Land, alſo zweimal), Auf ſtaubigen Straßen (Holzamer), Mutter Landſtraße (Schmidt-Bonn). Auch ſolche Titel wie: Aus engen Gaſſen (Heiberg), Hütten am Hange (C. Hauptmann), gehören hierher.

Und eines der am meiſten geleſenen Bücher aus der neueſten Zeit heißt Tagebuch einer Verlorenen, das aber ſchließlich ſoziale Not nicht ſchildert, ſondern das Leben einer Unglücklichen, die durch falſche Erziehung und durch — — Vererbung auf die Bahn des Laſters kommt, auf der es bei ihr, ſoviel ſie auch zuweilen jammert, zuweilen recht üppig hergeht.

Und das uralte, ungleiche Maß in der Bewertung der beiden Geſchlechter wurde immer wieder zum Ausgange und Mittelpunkte von ungezählten Novellen und Romanen. Immer wieder wurde das Thema durchgeführt: der Mann, beſonders der vornehme und reiche, geht frei aus, während das verführte Mädchen mit ihrem oder an ihrem Leben zahlt. Vergleiche ſolche Bücher wie Mutterrecht von Hans Land, Das Recht der Mutter von Helene Böhlau.

An keinem Stande, mochte er noch ſo arm und gering ſein, gingen die ſozialen Dichter vorüber, ja gerade, je ärmer und gottverlaſſener er war, deſto mehr wurde in all ſeine Ecken und Winkel hineingeleuchtet. Einen Kellnerinnenroman ſchrieb Wilhelm Hegeler: Mutter Bertha, einen Dienſtmädchenroman Clara Viebig: Das tägliche Brot, das Leben eines armen Dorfſchneiders ſchilderte Wilhelm Holzamer: Peter Nockler, C. Hauptmann beſchrieb das Leben einer Fabrikarbeiterin in dem ergreifenden Buche: Mathilde. Wie die Sprößlinge aus einer kleinen Beamtenfamilie allmählich in das Proletariat herabſinken, um dann auch an der Proletarierkrankheit, der Schwindſucht, zu ſterben, ſtellt Beyerlein in dem Roman: Das graue Leben dar, das er ausdrücklich einen Beitrag zur Pſychologie des vierten Standes nennt.

Alle die hier erwähnten Dichter kannten das von ihnen geſchilderte graue Leben doch nur aus flüchtigen Beobachtungen, ohne mitten darin geſtanden zu haben. Leute aus dem Proletariat ſelbſt wußten doch nur ſchließlich recht, wie es ihnen zu Mute war. Ganz bezeichnend iſt es nun, daß in unſerer Epoche Arbeiter ſelbſt als ſoziale Dichter auftraten. Da nenne ich hier zwei, die unſere Beachtung verdienen: Audorf und Kämpchen-Bochum. Des erſteren 70. Geburtstag wurde im Sommer 1905 in der ſozialiſtiſchen Preſſe gefeiert, er iſt ja der Sänger der bekannten Arbeiter-Marſeillaiſe. Bei ihm wiegen die Töne des Kampfes, der Agitation vor. Was die Arbeiterſchaft Deutſchlands bewegte, hat er beſungen, und da war nicht viel Zeit zu lyriſchen Tändeleien, zu fein durchgefeilter Kunſtpoſie. Aber in ſeinen Gedichten, die den zweiten Band der Deutſchen Arbeiter-Dichtung bilden (Verlag von W. Dietz, Stuttgart), ſind doch auch ſchlichte Mitleidsgeſänge, die jeden ergreifen müſſen, gleichviel zu welcher Partei er ſchwört. Ich nenne hier nur Weihnachtsbilder (1888): I. Die kleine Zeitungsverkäuferin. II. Der Landbriefträger. III. Weihnacht auf der See. IV. Die Ausgeſperrten.

Der Berginvalide Kämpchen iſt in ſeinen Gedichten ſchlichter, ſtiller, inniger, er hat nichts von einer Kampfesnatur an ſich. Etwas Herzbedrückendes ſpricht aus ſeinen ſchmuckloſen Bergmannsliedern.

Den Bergmannsſtand umſchwebt ja von jeher ein beſonderer Stimmungszauber. Heines feine Schilderung: Eine Grubenfahrt in Clausthal wird man immer gern leſen. Mit frommer Rührung beſang der ſchwärmeriſche Romantiker Novalis den Bergmannsſtand. Da heißt es:

Das iſt der Herr der Erde,
Der ihre Tiefe mißt
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Iſt das ſchon erlogene Romantik, erkünſtelte Sentimentalität, ſo wurde der brave Bergmann nun vollends mit einem Glorienſchein umgeben und in das verklärende Licht bengaliſcher Beleuchtung geſtellt in der großen Männerchor-Kompoſition Bergmannsgruß von Anacker, die noch vor drei, vier Jahrzehnten in kleineren Städten geſungen wurde.

Seitdem ſind die Zeiten ganz andere geworden. Rieſenſchlote in den Bergrevieren an der Saar, in Weſtfalen, im Rheinlande, bei Zwickau, in Oberſchleſien erheben ſich. Die mit Kohlenſtaub erfüllte Luft dort läßt zarte Dichterblüten nicht mehr ſprießen. Man höre, wie der Bergmann Kämpchen die atembeengende Öde des rheiniſch-weſtfäliſchen Kohlenreviers ſchildert:

Schwarz von Kohlendampf die Luft,
Überall Gepoch und Hämmern,
Jede Grube eine Gruft,
Um das Leben zu verdämmern.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Sprecht vom Kohlengräberſtand
Oft mit klügelnder Geberde —
Das iſt Kohlengräberland!
Das iſt unſre Heimaterde!

Und mit welch ſchlichten Worten, die aber durch ihre unendliche Lebenstreue ſo tief wirken, ſchildert er das Leben des Bergmannes:

Dir iſt keine Friſt gegeben
Für die Freuden der Natur,
Arm und öde iſt dein Leben
Und ein ſteter Frohndienſt nur.
Ob des Winters Stürme wüten,
Ob der holde Frühling lacht,
Dort, wo gift'ge Dünſte brüten,
Mußt du ſcharren in dem Schacht.

Wer nun aber doch noch zweifeln ſollte, ob der Bergmann Kämpchen ein Dichter iſt, ein echter Sänger, der nehme ſein Gedicht Waldmuſik zur Hand mit ſeiner feinen Naturſtimmung, ſeiner Innerlichkeit des Gemüts, ſeinem ſeligen Untertauchen ins Geheimnis des Waldes!

In der großen Öffentlichkeit iſt das mächtige Emporwachſen der ſozialen Dichtung in den letzten zwanzig Jahren am deutlichſten im Drama zu tage getreten, ſo daß man von einem Siegeszuge des ſozialen Dramas reden konnte. Ich müßte da namentlich das Wirken Gerhart Hauptmanns von ſeinem Drama Vor Sonnenaufgang an bis Roſe Bernd beleuchten. Und der Höhepunkt in der ganzen Entwicklung Hauptmanns: Die Weber, iſt ſo recht das ſoziale Drama der ganzen Epoche. Der gewaltige Stoff dichtete für den Dichter. (Vergl. darüber und über das neuere Drama überhaupt: Überſicht über die neuere deutſche Literatur von L. Bräutigam, 2. Aufl. 1903.)

Welch Schauſpiel in der Literatur war es im Anfang der neunziger Jahre, als ſelbſt die Feinde des Naturalismus ſich zum ſozialen Drama bekehrten, als C. von Wildenbruch Die Haubenlerche ſchrieb — es iſt allerdings ein ſoziales Drama ſchwächſter Art geworden —, und als Ludwig Fulda, der Liebling von Paul Heyſe und W. Jordan, mit dem Verlorenen Paradies erſchien!

Und gar manche ſind wider ihren Willen oder ohne daß ſie ſich genau Rechenſchaft gaben von der Macht der ſozialen Dichtung ergriffen worden.

Hier nur zwei charakteriſtiſche Beiſpiele:

Einer der grimmigsten Feinde des Naturalismus war der liebenswürdige Heinrich Seidel, der Leberecht-Hühnchen-Seidel. Er schrieb den Spottvers:

Cretins, Verrückte und kranke Leute,
Das sind die Helden der Dichter von heute.
Ihre Muse riecht nach Schnaps und Karbol,
Und fühlt sich nur in der Gosse wohl.

Und was tat Seidel selbst? Er dichtete Die Musik der armen Leute und schuf damit nach seinem eigenen Geständnis das Beste überhaupt, was er geschaffen. Und was ist es anderes, als eine soziale Dichtung bester Art! — —

Ein hervorragender Sänger unserer Tage ist Heinrich Vierordt, dessen 50. Geburtstag im Oktober 1905 in der deutschen Presse lebhaft ausgezeichnet wurde. Vierordt hat es nicht nötig gehabt, sich um die Not des Lebens zu kümmern, denn er stammt aus guten Verhältnissen, und so ist er ein Sänger der Schönheit geworden, der Schönheit in der mannigfachsten Gestalt: in der Natur, der Geschichte. Herrliche Bilder hat er uns gegeben aus Frankreich, Italien, Deutschland.

Ganz leise hat aber auch bei ihm die Mitleidspoesie an die Pforte geklopft. Und er hat Einlaß gewährt. Und so ist uns von diesem milden Schönheitssänger ein Gedicht beschert worden, das zu dem Allerbesten gehört, was diese neuere Mitleidspoesie nur je hervorgebracht. Es ist das Gedicht: Die Handwerksburschen.

Es spricht für sich selbst, und junge Freunde von mir haben wiederholt dies Gedicht bei verschiedenen Veranstaltungen mit tiefster Wirkung vorgetragen. Nur auf eine Stelle aus dieser stillfeierlichen Poesie will ich hinweisen, auf einen Übergang, wie er nur dem echten Dichter gelingt, nie aber dem Verskünstler, und wenn er noch so gewandt wäre. Es ist die erschütternde Stelle, wo die armen Burschen draußen in der starren Wintereinöde in den ewigen Schlaf hinüberdämmern:

„Schon wandern sie nicht mehr auf wilder Rhön,
Schon wallen sie auf lichten Himmelshöh'n."

In den folgenden Versen, die gleichsam zur Musik hindrängen, ist es nun wie leises, stilles, überirdisches Klingen und Rauschen und Weben, wie strahlend goldiges Leuchten aus ewiger Höhe ist es, wie glückkündendes heimliches Flüstern aus seligem Heimatweihnachtstraum. — —

Prof. Dr. Bräutigam.

Ein schönes Zeugnis für die Theologie.

Bei einigen ist es bekanntlich Mode, von der Wirksamkeit der Theologie nichts weniger als den schließlichen Untergang der Kirche zu befürchten. Nun ist es ja wahr: die Wissenschaft der Theologie ist eine sehr rücksichtslose Größe. Sie geht allem auf den Grund, auch dem Ehrwürdigsten. Nicht selten hat sie sogar die Beseitigung früher hochgehaltener Glaubensmeinungen sich auf das Gewissen geladen. Trotzdem ist sie mit Recht als eine der starken Seiten unser Kirche je und je gepriesen worden. Denn ihr Absicht ist es nie gewesen zu zerstören. Sie wollte bloß die wirkliche Wahrheit erkennen und damit der Kirche einen Dienst erweisen. Manchesmal hat sie sich verirrt. Wenn jemand einen Weg sucht, kann ihm das widerfahren. Aber dann hat sie sich auch wieder auf den rechten Weg zurück gefunden. Sie hat selbst bald eingesehen, daß sie nicht am rechten Platz angelangt war. Sie verdient nicht unseren Tadel, sondern unser Lob, weil sie jeweils ehrlich genug war, ihre Irrtümer einzusehen, und weil sie großdenkend genug war, nicht den eigenen Ruhm zu suchen, sondern das Gedeihen der Kirche.

Daß sie auch heute noch denselben Lorbeerkranz verdient, darüber steht in Heft 1 der Monatsschrift „Das Evangelische Deutschland" (Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus, herausgegeben von Gottl. Meyer, Gütersloh, Bertelsmann, jährlich 5 Mk., erster Jahrgang 1905) ein schöner Artikel. Geschrieben hat ihn ein Pfarrer Boehmer in Raben, Bez. Potsdam. Sein Titel lautet: Das Streben nach theologischer Verständigung, ein Weg zur Einigung der deutschen evangelischen Kirchen. Sein Inhalt aber ist der: Die Kirche braucht die Theologie. Wenn es auch Pfarrer gibt, die die Theologie verdammen, so kommt das nur daher, daß diese Verdammer die Theologie nie kennen gelernt haben. Am schlimmsten steht es in dieser Beziehung gegenwärtig mit den Gemeinschaften, bei allem Guten, was man ihnen nachsagen kann. Sie werden auf die Dauer nicht bestehen und Frucht bringen können, wenn sie die Verbindung mit der Kirche, in diesem Fall mit der Theologie durchschneiden. So viele Einigungsbestrebungen sind schon gescheitert, weil es den darüber Beratenden an theologischer Durchbildung fehlte. Die verschiedenen Kirchen können sich erst einigen, wenn die theologische Verständigung vorausgegangen ist. Die Theologen brauchen sich nicht zu einigen, aber verständigen wenigstens sollen sie sich. Das können sie auch. Denn wer ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, der weiß, daß es der Individualitäten, d. i. also hier der Eigenarten auf theologischem Gebiet, viele gibt. Die Theologen mögen noch so sehr in ihren Ansichten von einander verschieden sein, so haben sie doch auch unendlich viel Gemeinsames, an Wollen, Wissen und Können, an Liebe und Erkenntnis. Es ist die Aufgabe der Theologie, in den mancherlei Richtungen und Bestrebungen das heraus zu finden, was an ihnen wahr ist. Daß verschiedenerlei Ansichten vorhanden sind, hat auch den schönen Gewinn, daß sie sich gegenseitig vertiefen und klären. Eine Verständigung auf theologischem Gebiet ist nur da unmöglich, wo der gute Wille dazu fehlt. Tatsächlich kann es nachgewiesen werden, daß bis tief in die Reihen der Rechten, der Konservativen hinein, die Theologie vorhandene Schroffheiten gemildert, früher trennende Erkenntnisse geändert hat. Die Aussicht auf Einigung wird um so größer sein, je mehr theologisch durchgebildet z. B. auch die Mitglieder einer Kirchenbehörde sind und je mehr theologische Frucht auch von der gläubigen Gemeinde genossen wird.

Dies etwa ist der Inhalt des Aufsatzes. Er stellt ein Stück unserer Hoffnung dar. Ganz gewiß, es wählt sich einer seine Überzeugungen nicht aus Liebhaberei, sondern weil ihn das Suchen nach Wahrheit zu ihnen hingeführt hat. Irrtum ist in allen Lagern und Parteien möglich. Es ist aber der Irrtum derer, die ehrlich streben. Dieser kann und muß in christlicher Liebe ertragen werden. Der Trieb nach Wahrheit ist ein göttliches Gesetz. Es kann uns daher auch keinen Schaden bringen, die Kirche nicht töten. Denn, daß der wissenschaftliche Wahrheitstrieb der Theologie dem eigentlichen Wesen und Kern des christlichen Glaubens nicht feind sein kann, das muß für uns alle die Bedeutung eines Glaubensartikels haben. Sonst können wir überhaupt nicht unser Doppelleben führen, zu dem wir alle glücklicherweise verurteilt sind: daß wir unsere Wurzeln in der Vergangenheit haben, im ererbten Glaubensbesitz der Kirche, und doch der Zukunft zustreben, die ungeahnte Erkenntnisse für uns in Bereitschaft hält. Und ebensowenig würde es uns möglich sein, das andere Doppelleben im Frieden weiter zu führen: daß wir sowohl einer Kirchengemeinschaft als einer Kulturgemeinschaft angehören, und darum das Erkennen der religiösen Dinge mit dem Erkennen der weltlichen Dinge versöhnen müssen.

Wie weit sind wir in dieser Stunde noch davon entfernt, die theologische Verständigung gefunden zu haben! Das ist offenbar ein schweres Stück! Wir wollen gerecht sein: es ist für ein orthodox veranlagtes, erzogenes, eingewurzeltes Gemüt keine leicht zu erfüllende Forderung, die so ganz anders geartete Stellung eines durch und durch liberalen Theologen auch als eine erlaubte gelten zu lassen. Wird doch bei vielen Orthodoxen noch heutzutage Religion und Theologie, Christentum und Dogma mit einander verwechselt. Sie meinen, den Verstand des Übermenschen, der doch durch so vielerlei Einflüsse zu einer so eigenartigen Größe gebildet worden ist, zwingen zu können, in einer ganz bestimmten Lehre über eine Sache diese Sache selbst zu ergreifen. Und in Wirklichkeit muß doch jeder darauf ver-

zichten, wenn er „er selbst" sein will, seinen religiösen Innenbedarf mit Anleihen bei fremden Überzeugungen zu decken. Eigentlich ist es schon eine sehr alte Erkenntnis, daß keiner die ganze Wahrheit, d. h. die ganze Wirklichkeit der religiösen Dinge finden und sich aneignen kann. Es wird für alle Zeiten ein schweres und nicht zu beseitigendes Wort gegen jedes orthodox-kirchliche Herrschaftsbestreben sein: Unser Wissen ist Stückwerk. Es sollte aber schon die persönliche Bescheidenheit es jedem einzelnen verbieten, das Maß von Erkenntnis, welches er selbst erfahren zu haben meint, zum Maßstab für die Erkenntnis aller anderen erheben zu wollen. Genügt es denn nicht, wenn jeder von dem Standpunkt aus, auf den er nach Gottes Willen geführt worden ist, sich bemüht, die ganze Wahrheit zu erforschen? Und wenn er nach bestem Wissen und Können, als ein williger Freund der Seelen, seines Hirtenamtes wartet? Wer ist denn vollkommen unter uns? Was wir beklagen, kann immer wesentlich nur das sein, daß es jemand auch auf seinem Standpunkt nicht ernst nimmt; und daß er für die Durchdringung seines Wesens mit Weltanschauungsgedanken nicht den verzehrenden Eifer eines heilsbegierigen Menschen aufwendet. Die Schönheit und heilige Unantastbarkeit eines ehrlichen Suchens, sofern es verknüpft ist mit dem Verlangen, sich selbst damit zu erziehen und zu der Erziehung der anderen einen Beitrag zu leisten, die muß noch mehr und mehr Allgemeingut werden: daß sie es auch bei unseren Gegnern werde, das ist ein Teil unserer Aufgabe, und muß auch für unsere Gegner ein Gegenstand ihrer Gebete werden. Es ist hierin ein Punkt berührt, der mit dem in dem zitierten Aufsatz erwähnten guten Willen verwandt ist. Wir hören nicht auf, darauf zu hoffen und daran zu arbeiten, daß auf dem Gebiet, auf dem es ja niemals eine Einigkeit geben kann, doch wenigstens die dem Willen Gottes entsprechende Verständigung erreicht werde. Otto Raupp.

Zum Streit um die Geltung des Apostolikums.

Es dürfte die Leser des Protestantenblattes interessieren, daß nicht nur in der badischen, sondern auch in der unierten Kirche der Rheinpfalz der Gebrauch des Apostolikums ein fakultiver bezw. referierender ist. Die orthodoxe Generalsynode im Jahre 1845 hatte das Ablesen des Apostolikums beim Hauptgottesdienst an den drei hohen Festen und dem Reformationsfeste unmittelbar nach dem Festgebete an dem Altar angeordnet. Bei Beratung der neuen Agende faßte die Generalsynode von 1877 jedoch den Beschluß, daß das Verlesen des apostolischen Glaubensbekenntnisses an den genannten Tagen für fakultativ erklärt werde. Auch die orthodoxe Minderheit stimmte damals zu, indem sie folgende Erklärung zu Protokoll gab: „Die Unterzeichneten wollen angesichts der Vortrefflichkeit der neuen Agende und ihres entschiedenen Vorzugs gegen die bisherige ihre Zustimmung von der Einführung der nur fakultativen Verlesung des Apostolikums an den hohen Festtagen nicht abhängig machen, da hierdurch, wie aus den Tauf- und Konfirmationsformularen hervorgeht, die Bedeutung des Apostolikums in keiner Weise in Frage gestellt oder gekürzt worden ist." Diese neue Agende enthält nun drei Taufformulare, eines für orthodox gerichtete, ein zweites für mittelparteilich gesinnte und ein drittes für liberal denkende Geistliche. Im ersteren wird das Bekenntnis des Apostolikums folgendermaßen eingeleitet: „Geliebte in Christo! Nachdem ihr euch aus christlicher Liebe und Freundschaft dieses (dieser) noch unmündigen Kindes (Kinder) angenommen und begehrt habt, daß es (sie) im Namen Jesu getauft und der Gemeinde des Herrn einverleibt werde (werden), so lasset uns nun den allgemeinen christlichen Glauben bekennen, auf welchen dieses Kind (diese Kinder) getauft werden soll (sollen)".

Im zweiten Formulare heißt es: „Lasset uns nun hören das Glaubensbekenntnis, worauf dieses Kind (diese Kinder) jetzt getauft werden soll (sollen)". Im letzten Taufformular steht: „Vernehmt nach kirchlicher Ordnung das apostolische Glaubensbekenntnis". Im Jahre 1901 beriet die Generalsynode eine neue Konfirmationsordnung. Das Apostolikum wurde zwar beibehalten, jedoch erklärte die Kirchenbehörde in den beigegebenen Motiven: „Ebenso wurde Wert darauf gelegt, in den proponierten Bestimmungen zu erkennen zu geben, daß die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und das an die Fragestellung sich schließende Gelöbnis eines christlichen Wandels, das also von einer nicht verlangten, förmlichen Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis wesentlich verschieden ist (NB! vom Konsistorium gesperrt gedruckt!), angesichts der Wirkung des Konfirmationsaktes zur allgemeinen Institution werden. Nachdem die gegen die Konfirmation bestehende Bewegung besonders kräftig an diesem Punkt einsetzt, bedarf es kaum einer weiteren Begründung, daß selbst bei vollster Rücksichtnahme auf das Alter der Konfirmanden doch eine zu starke Ausleerung der Konfirmation vermieden und damit willkürlichen Maßnahmen vorgebeugt werden will, die noch zu gewichtigeren Bedenken Anlaß geben können". § 12 der neuen Konfirmationsordnung lautet: „Die Konfirmation beginnt mit einer Ansprache des Geistlichen und mit Gebet. Die Kinder sprechen sodann das apostolische Glaubensbekenntnis und beantworten die an sie gerichteten Fragen, wodurch sie versprechen, als würdige Glieder der evangelischen Kirche leben zu wollen. Hierauf treten sie nach Namensaufruf zu dem Geistlichen, der sie durch Handauflegung einsegnet. Nach Gebet und Vorstellung der Konfirmierten vor der Gemeinde schließt die Handlung mit Gesang und Erteilung des Segens. Im übrigen bleibt die weitere Gestaltung der Feier innerhalb der durch die Agende gesteckten Grenzen dem umsichtigen Ermessen des Geistlichen überlassen". Das Aufsagen des Apostolikums durch die Konfirmanden leitet der Geistliche nach der Agende mit folgenden Worten ein: „Nun denn, ihr lieben Kinder, da ihr bereits von dem Glauben, in dem ihr unterwiesen worden seid, vor dieser Gemeinde Rechenschaft abgelegt habt, sollt ihr jetzt auf Grund eures Taufbundes auch selbst euren Glauben bekennen und bestätigen. — Nun wisset ihr, daß der christliche Glaube, das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi, in der heiligen Schrift geoffenbart ist, und daß die christliche Kirche demselben in ihren Bekenntnissen Ausdruck gegeben hat. So laßt uns jetzt nach kirchlicher Ordnung das apostolische Glaubensbekenntnis vernehmen!"

Nach diesen oder ähnlichen einleitenden Worten wird das apostolische Glaubensbekenntnis von den Kindern gesprochen. Nach einigen überleitenden Worten, wobei es nach einer vom Konsistorialdirektor abgegebenen Erklärung „dem Geistlichen freisteht, zwischen Apostolikum und die Fragen noch Worte einzuschieben, welche den Nichtzusammenhang zwischen Apostolikum und Fragen außer Zweifel setzen", fährt der Geistliche fort: 1. Glaubet und bekennt ihr dies alles von Herzen, was ihr jetzt von der christlichen Lehre gesagt habt? Antwort: Ja! 2. Bekennt ihr euch auch insbesondere mit Herz und Mund zu unserer evangelisch-protestantischen Kirche, die in der h. Schrift den alleinigen Grund des Glaubens und die einzige Richtschnur des Lebens findet? Antwort: Ja! 3. Wollet ihr auch bei dieser Lehre bis an euer Ende beharren und, wie ihr glaubt und bekennt, hinfort tun und leben und, was ihr zugesagt, auch treulich halten? Antwort: Ja, durch die Gnade und Hülfe Gottes! Die neue Konfirmationsordnung mit referierendem Apostolikum wurde von der Generalsynode einstimmig, also auch von der Rechten, ohne Vorbehalt angenommen. Was in der kleinen Pfalz möglich ist, sollte das im großen Preußenland nicht angehen?

Aber noch mehr: die Generalsynode von 1905 hat uns ein neues Gesangbuch beschert. Die liberale Majorität

machte ihre Zustimmung zur Einführung desselben davon abhängig, daß der „Teufel“ samt der „Dreieinigkeit“ aus dem vorgelegten Entwurf verschwinden. Das hat ihr nun eine bitterböse Kritik aus Straßburg eingetragen, wo man den Teufel 2c. zwar nicht vom dogmatischen, aber doch vom liturgischen und anderen Standpunkten aus in einem modern-protestantischen (!) Gesangbuch nicht missen will. Aber auch hierzu hat unsere Rechte ihre Einwilligung nolens volens gegeben und ihrerseits allen liberalen Forderungen einmütiglich zugestimmt! Ein Beispiel, das auch anderwärts gewiß Nachahmung verdient!

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei darauf noch hingewiesen, daß wir im „Lutherlied“ selbstverständlich mit der deutsch-protestantischen Christenheit künftighin singen werden: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Bisher stand das Lied: „Ein' feste Burg“ überhaupt nicht in unserm Unionsgesangbuch von 1823.

Gustav Werner-Stiftung.

Den zweiundzwanzigsten Rechenschafts-Bericht haben Aufsichtsrat und Vorstand der Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus in Reutlingen über das Rechnungsjahr vom 1. Mai 1904 bis zum 30. April 1905*) erstattet. Unser lieber ehemaliger Kollege D. Dreydorff, ein treuer Verehrer Gustav Werners, hatte wohl schon längst vor, auf diesen Bericht, wie auf frühere, im Protestantenblatt hinzuweisen und damit die gute Sache, von der berichtet wird, wieder einmal in das Sehfeld der Leser zu rücken, aber seine Krankheit ließ ihn nicht mehr dazu kommen, und so erfülle ich den Wunsch des Entschlafenen, es statt seiner hiermit zu tun. Werner, der edle, verketzerte württembergische Theologe, „wurde Fabrikant, um die Industrie den Werken christlicher Nächstenliebe dienstbar zu machen, indem er einerseits den christlichen Gemeingeist in das industrielle Gebiet einzuführen und andererseits die überschüssigen Erträgnisse der Industrie zum Unterhalt der Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten zu verwenden suchte. Nur in letzterer Hinsicht hatten die Schöpfungen Vater Werners einen dauernden Erfolg zu verzeichnen, welcher in der von ihm zum Wohle der leidenden Menschheit begründeten Stiftung, fortleben wird“. Die Stiftungsurkunde datiert vom 30. März 1881. Die Stiftung umfaßt teils Erziehungs-, Besserungs- und Beschäftigungs-Anstalten (das Mutterhaus Reutlingen mit 10 Zweiganstalten), teils industrielle Betriebe verschiedener Art (die meisten in Reutlingen). Die Bedingungen für die Aufnahme in jene werden in der Anlage III mitgeteilt. Als Zöglinge werden aufgenommen: „arme, verwaiste oder der Verwahrlosung ausgesetzte oder sonstiger Fürsorge bedürftige Kinder beiderlei Geschlechts vom Säuglingsalter bis zum 14. Lebensjahre unter der Voraussetzung, daß sie körperlich gesund und geistig normal, d. h. bildungsfähig sind. Das Kostgeld beträgt für Kinder bis zum schulpflichtigen Alter bis zu 150 Mark pro Jahr, von da an für Knaben 120 Mark, für Mädchen 100 Mark, außerdem sind die Ausgaben für erstmalige Kleideranschaffung und die Konfirmationskleider zu bestreiten. In besonderen Fällen tritt Ermäßigung des Kostgeldes ein“. Die Bildung, die dort gewonnen wird, ist die der besseren Volksschule; daran schließt sich die Gelegenheit zur Erlernung verschiedener Handwerke oder der Landwirtschaft, für die Mädchen eine Nähschule in Reutlingen. Als Pfleglinge finden Aufnahme: „versorgungsbedürftige, d. h. körperlich oder geistig schwache Personen beiderlei Geschlechts im Alter von über 14 Jahren, vorausgesetzt, dieselben seien im allgemeinen gesund und arbeitsfähig, besonders aber arbeitswillig. Alte, rein nur der Pflege bedürftige, epileptische oder sonstwie kranke Leute sind von der Aufnahme ausgeschlossen“. Zwangsweise wird niemand festgehalten. Die Höhe des Kostgeldes richtet sich nach der geschäftlichen Verwendbarkeit und den ökonomischen Verhältnissen des Pfleglings. Weitere Fragen beantwortet der Vorstand der Gustav-Werner-Stiftung zum Bruderhaus in Reutlingen.

Leipzig. P. Mehlhorn.

*) 98 S. Druck von Gotthold Schönwacker, Reutlingen.

Vom Büchertisch.

Heft 5 der **„Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“** enthält u. a.: Ursprung und Bedeutung der Toleranz vom Standpunkt der Religionsgeschichte aus betrachtet. Von Prof. D. Marti-Bern. Das Spätjudentum und der Parsismus (Schluß). Von Lic. Dr. G. Hollmann. Die Unruhen in Kiangsik. Die Japaner als Kolonisatoren.

Alfred Hegler, † Dr. und Professor der Theologie in Tübingen. Ein Lebensbild, den Freunden und Schülern dargeboten von Lic. Dr. Walther Köhler, a. o. Professor der Theologie in Gießen. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1906. 57 S., mit dem Bildnis Heglers. Preis 80 ₰.

Aus dem Nachlasse des am 4. Dezember 1902 verstorbenen Professors Alfred Hegler in Tübingen hat Professor W. Köhler in Gießen „Beiträge zur Geschichte der Mystik in der Reformationszeit“ herausgegeben, Vorarbeiten für das von Hegler geplante große Werk über die Geschichte des Spiritualismus im Zeitalter der Reformation. Der Herausgeber hat den von ihm veröffentlichten Aufsätzen eine längere Lebensbeschreibung des so früh verstorbenen Gelehrten vorausgeschickt, und dieses auch besonders erschienene Lebensbild ist auch für diejenigen lesenswert, welche den rein fachwissenschaftlichen Aufsätzen Heglers selbst kein näheres Interesse entgegenbringen. Denen, welche Hegler gekannt haben, ruft es die Erinnerung an den liebenswürdigen, vornehmen Mann zurück und läßt sie von neuem die Schwere des Verlustes empfinden, welchen die Angehörigen und Freunde, Wissenschaft und Kirche durch seinen frühen Tod erlitten haben. Ganz besonders wertvoll für alle, welche je mit Hegler in Berührung gekommen sind, ist der Einblick in die Entwicklung und in die inneren Kämpfe seines Lebens, welchen uns die Biographie auf Grund zahlreich angeführter persönlicher Äußerungen Heglers gewährt. Wer ihm nicht ganz nahe stand, mochte wohl wenig davon ahnen, daß auch dieser feste und klare Mann einst als junger Geistlicher unter dem Zwiespalt von Wissenschaft und kirchlicher Praxis schwer gelitten hat und daß er in den Jahren des männlichen Schaffens die Ahnung seines frühen Endes in sich getragen hat. Es wirkt erschütternd, auf den letzten Seiten des Berichts zu lesen, wie stark auch in ihm die Freudigkeit des Lebens und Arbeitens gewesen ist, wie er sich aber immer mehr mit dem furchtbaren Gedanken vertraut gemacht hat, bis er schließlich nach langer qualvoller Leidenszeit der Mutter zum Trost sagen konnte: Ich gehe jetzt bald heim, und: Es muß sein. Wohl hat Köhler vor allem den Gelehrten und seine wissenschaftliche Entwicklung geschildert, aber Hegler war kein Gelehrter gewöhnlichen Schlags, dessen Lebensgang den anderen wenig zu sagen hat, er war ein ganz hervorragender Mensch, der durch seine menschlichen Vorzüge auf alle, die ihn kannten, den größten Eindruck gemacht hat. Darum möchte ich dies sein Lebensbild nicht bloß den Freunden und Schülern, denen es in erster Linie dargeboten ist, empfehlen, sondern auch allen denen, welchen es ein innerer Gewinn dünkt, einen Menschen kennen zu lernen, der den Willen und die Kraft besaß, nach dem Höchsten zu streben und der mit den peinvollsten Rätseln des Menschenlebens rang und in allem als starken, frommen Christen sich bewährte.

Stuttgart. Dr. Karl Baur.

Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem inneren Verhältnisse. Eine soziale und religiöse Frage der Gegenwart. Von A. Schindler, Porto Valtravaglia. 3. Aufl. Ascona 1905. Verlag von C. v. Schmidz. 138 Seiten.

Das Buch ist eine vom kirchlich-orthodoxen Standpunkt aus erhobene fast vernichtende Anklage gegen die Kirche. Die Heilsarmee ist das lebendige Zeugnis dafür, daß die Kirche ihre christlichen Pflichten in keinem Punkte erfüllt hat. Der Verfasser, ein ernster und treuer Sohn der Kirche und ein warmherziger Christ, hält ihr einen Spiegel vor, vor welchem jeder aufrichtige Kirchenchrist erschrecken muß. Ich muß dem harten Urteil, das aus Wahrheitsmut und Liebe kommt, zustimmen. Der Apologie der Heilsarmee in vielen Punkten ebenfalls. Nur soweit die altkirchliche Dogmatik als der allein echte Glaubensgrund hingestellt und als echt christlich verteidigt wird, muß ich mich grundsätzlich ablehnend verhalten. Ich sehe bei der Kirche wie bei der Heilsarmee gerade darin das Bedenkliche, daß sie hierin nicht die Zeichen der Zeit verstehen. Und die Zukunft wird weder der einen noch der anderen gehören, wenn sie nicht lernen, daß das Christentum von der veralteten Dogmatik vergangener Zeiten zu lösen ist. Sonst bin auch ich der Meinung, daß das offizielle Christentum, anstatt über die Heilsarmee zu spotten, von ihr lernen muß. Und nicht nur das offizielle, sondern alles Christentum, was nicht bloß so heißen will. Ich empfehle die Lektüre des warm und großzügig geschriebenen Buches aufs angelegentlichste.

Vegesack. Baars.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 25.

Berlin
Bremen.

23. Juni 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Evangelisch-sozialer Kongreß. — Der Altkatholizismus. II. — Nachrichten. — Anzeigen.

Evangelisch-sozialer Kongreß.

XVII. Tagung.

Jena, 3.—7. Juni.

Wie die vorjährige Tagung in Hannover, so war auch die letzte Versammlung kräftig durchweht von einem religiösen Geiste moderner, freiheitlicher Art; aber auf dem Boden Jenas war es nicht nötig, die Tonart des frischen fröhlichen Kämpfers anzuschlagen. Dennoch war die Gesamtstimmung frisch und mutig. Die Teilnahme war stark, sowohl von auswärts wie aus dem Orte; in der Volksversammlung waren über 1200, in den Hauptversammlungen etwa 900 Personen anwesend, etwa zur Hälfte Frauen, Theologen in großem Prozentsatz. Sämtliche Versammlungen fanden im großen Saale des Volkshauses statt, das schon an sich ein hervorragendes soziales Werk Abbés ist. Sein Name wurde natürlich immer wieder freudig und dankbar genannt; ebenso wurde der Blick oft hingelenkt auf das Jahr 1806 und seine Lehren.

Die Ansprachen der Volksversammlung waren, zumal sie diesmal die Einleitung der ganzen Tagung bildete, Programmreden: Was heißt evangelisch-sozial? Wie vertragen sich beide Begriffe zusammen? Wie ist die Verbindung gemeint und wie nicht? Darüber sprach Baumgarten in Form von Erinnerungen an den Jenaer Freiherrn von der Goltz. Dieser Agrarreformer hat menschenwürdige Zustände für die Voraussetzung der sittlich-religiösen Würde betrachtet, aber nie gemeint, daß die Änderung der Verhältnisse die Menschen ändern werde; er hat ermahnt zu fragen, nicht: Was habe ich vom Staate zu verlangen? sondern: Was habe ich als ein meinem Volke verantwortlicher, sittlich denkender Mensch von mir zu verlangen? Und wie man ihm äußerlich den Freiherrn nicht ansah, so forderte er von jedem als Beitrag zur Lösung der sozialen Frage die Überwindung alles Klassen- und Eigendünkels. Immer wieder betonte er als rechter Laienprediger privatim und publizistisch in untheologischer Form, daß das Christentum uns zu rechten, tüchtigen Menschen machen könne und müsse. Natürlich wurden in diesem Zusammenhang auch die speziell ländlichen Probleme erwähnt und die Mitarbeit an dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrtspflege (Heinr. Sohnrey, Berlin) ans Herz gelegt.

Naumann redete zunächst von der evangelischen Frömmigkeit mit optimistischer Stimmung. Nicht als ob wir die Menschen für gut und edel halten sollten, sondern die Menschheit gleiche einem Saatbeete, wenn's regnet, kommt das Grüne heraus und dann ist es ein Pfingsten. Der optimistische Glaube an die Menschheit bildet den Kern des Kongresses und dazu: der Glaube an den Fortschritt. In diesem Zusammenhang gab Naumann einen lehrreichen Überblick über die vorhandenen Stellungen zu dem Problem: Frömmigkeit und Masse. Die Frömmigkeit erscheint als Erziehungsmittel der Masse, die man zu bevormunden sucht: der Protestantismus als Kirchenmacht; oder man reißt den einzelnen aus der Masse heraus und sagt ihm: Laß die Welt sein, wie sie will, wenn du nur in deiner Vereinzelung selig bist mit Gott, — für gebrochene Naturen die einzig mögliche Religionsform: der Pietismus; die dritte Möglichkeit ist die Caritas der inneren Mission: Die Armut ist dazu da, daß die Reichen Almosen geben können. Es verwunderte uns, daß dieser Standpunkt so hart charakterisiert wurde; hat doch Naumann erst in seinen letzten Briefen aus Italien („Christliche Welt" 15) gezeigt, welche innere Sympathie er für Franziskus und franziskanische Stimmung gehabt hat; ja die noch vorhandene Sympathie ruft in ihm geradezu einen seelischen Zwiespalt hervor, denn er und der Kongreß will gar nicht Caritas, sondern etwas schwer zu Formulierendes, weil erst Werdendes: Frömmigkeit ist dazu da, Achtung vor dem kämpfenden, aufsteigenden Bruder zu schaffen. Nachdem N. in den Briefen über Religion und anderwärts das Gebiet des unvermeidlichen Interessenkampfes aus dem Geltungsbereich des Christentums ausgesondert hatte, freut es uns, daß er hier wieder Verbindungsfäden zwischen Kampf und Christentum zieht, und hoffen, daß er noch einmal dazu kommt, mit uns den Interessenkampf als eine unter den möglichen Betätigungsformen der christlichen Liebe zu betrachten. Schließlich zeigte Naumann, wie die optimistische Stimmung nur auf religiöser Grundlage möglich sei, d. h. wenn man einerseits glaubt, daß es in den Dingen der Welt irgend eine Ordnung, ein Ziel gibt, und wenn man andererseits glaubt, daß im Menschen außer dem, was er unter dem Druck der Verhältnisse geworden ist, noch etwas ist, was nicht tot gedrückt werden kann.

Feinsinnig redete schließlich Harnack davon, wie es dreierlei Führer für den einzelnen und die Völker gäbe. Die einen zeigen das große Ziel; indem sie rufen: Dort ist es, dorthin müßt ihr gehen, von dort wird es euch entgegenkommen, verbreiten sie Freude und es ist wie ein Pfingsten. Die anderen reden, ohne zu wissen wie es weiter geht, mit sieghafter Gewißheit von dem nächsten Schritte, was nur scheinbar geringerwertig ist als das erste. Und die Dritten sagen: „Komm mit mir, ich gebe dir Kraft". Manche verbinden eine mehrfache Führerschaft in sich, so Luther die zweite und dritte, Fichte die erste und dritte. Für uns aber ist es sittliche Pflicht, zu prüfen, welcher Art die Führer sind, denen wir uns anschließen und uns zu hüten vor falschen Führern: Wahre Führer sind keine Polizisten, der Anschluß an sie bedeutet eine Verstärkung unserer Freiheit.

Der Altkatholizismus.

II.

Was will er?

Von der Verneinung der vatikanischen Glaubenssätze kann er doch nicht leben. Im ersten Augenblick war diese freilich die Hauptaufgabe der Bewegung gewesen, und sie konnte es sein, weil jeder die ungeheure Bedeutung dieser Glaubenssätze empfand, daß sie Krone und Siegel eines ganzen Systems die wahre Religiosität ertötender Anschauungen waren: mit ihnen war das kirchenpolitische System des Ultramontanismus zu göttlich offenbarter Wahrheit erklärt. Sobald jedoch die Aufgabe eigener Gemeindegründung feststand, war es auch klar, daß über die letzten Sätze hin-

aus jenes ganze System aus dem kirchlichen Leben sorgfältig müsse ausgeschieden werden. Andere Änderungen dagegen schienen unnötig, denn diese Altkatholiken liebten ja ihre Kirche, hatten sich wohl in ihr gefühlt und waren nur, als sie Störenfriede in ihr zur Ruhe bringen wollten, selbst hinausgedrängt worden. So ergab sich folgendes Ziel und Ideal: der Altkatholizismus will eine Kirche bilden, in welcher nur das Erlösungswerk Christi fortgeführt, in welcher das reine Christentum, christliche Religiosität und Sittlichkeit gepflegt und nichts anderes fremdes, kein politisches, wirtschaftliches oder sonstiges Machtbegehren geduldet wird; und es soll diese Kirche katholische Formen haben, d. h. sie soll in ihrer Ordnung und Gliederung und ihrem Leben die kirchliche Gemeinschaft der ersten Jahrhunderte widerspiegeln, als die Christen sich schon der Einheit und Zusammengehörigkeit der „katholischen", d. h. der allgemeinen Kirche bewußt geworden waren, ohne daß schon der ultramontane Gedanke, diese Einheit zu einem Rechtsverhältnis zu gestalten, Wurzel gefaßt hatte.

Glücklicherweise fingen nun die Altkatholiken nicht damit an, sich theoretisch hin und her zu streiten, um sofort zu entscheiden, was alles werde geändert werden müssen; sondern indem sie die letztbesessene kirchliche Form als Grundlage festhielten, begannen sie nur sofort diejenigen Reformen, über die alle einig waren, praktisch durchzuführen. Von Grund auf neu mußte dabei nur die Verfassung errichtet werden, weil ja von den bisherigen Bischöfen keiner sich der Bewegung anzuschließen den Mut gefunden hatte, mithin eine Anknüpfung an die bisherigen Bistümer unmöglich war; diese Verfassung werden wir später kennen lernen. Der Schwerpunkt der kirchlichen Reform war der grundsätzliche Bruch mit dem ultramontanen System, d. h. mit dem juristischen Zwang in Dingen, die stets nur Sache freier Entscheidung auf Grund der sittlichen Autoritäten der Überzeugung und des Gewissens sein dürfen: es wurden die sog. Kirchengebote mit ihrem Zwang zur Ohrenbeichte und zum Fasten, sowie das Zwangsgebot der Ehelosigkeit für die Priester aufgehoben. Die internationale lateinische Kirchensprache, das Symbol römisch-ultramontaner Vorherrschaft, wurde durch die Landessprache sowohl bei der Spendung der Sakramente wie im Gottesdienst ersetzt. Die von Rom begünstigten Ersatzmittel echter Religiosität: Wallfahrten, Umzüge, Reliquien- und Bilderverehrung, Skapuliere, der Rosenkranz mit dem ganzen zu ihm gehörigen Gebetsmechanismus einschließlich des Ablaßwesens wurden abgeschafft, ebenso der ganze Heiligenkultus: in ihren sämtlichen gottesdienstlichen Gebeten findet sich nicht eine einzige Anrufung der oder eines Heiligen. Sie verehren die Heiligen im Sinne des apostolischen Glaubensbekenntnisses, indem sie sich zur Gemeinschaft der schon im Glauben Vollendeten bekennen und ihr Andenken in Ehren halten. Daher sind die Feiertage stark eingeschränkt, wogegen der Karfreitag durch Gottesdienst und Arbeitsenthaltung geheiligt wird. Aufgehoben ist endlich jede Verpflichtung zu Stolgebühren.

Soweit es bei der praktischen Durchführung dieser Reformen sich als notwendig erwies, wurden entgegenstehende bisher in der Kirche herrschend gewesene ultramontane Glaubensanschauungen ausdrücklich zurückgewiesen; das geschah wie mit den Glaubenssätzen des Jahres 1870 so mit der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens, von der alleinseligmachenden Kirche, von der Tradition als selbstständiger Glaubensregel, von der Transsubstantiation der Abendmahlselemente und von dem Opfercharakter der Messe, sofern damit eine Wiederholung oder Erneuerung oder Ergänzung des Werkes Christi durch diese Feier ausgesprochen werden sollte. Dagegen hat es der Altkatholizismus vermieden, in irgend einer Form ein neues Bekenntnis aufzustellen, weil der Versuch, das gemeinsame Glaubensbewußtsein in einer schlechthin allgemein gültigen Formel zum Ausdruck zu bringen, immer zu Wortstreitigkeiten, Silbenstechereien und damit zu Streit und Unfrieden führen wird. Die Bekenntnisse der alten Kirche behalten ihren symbolischen Wert unvergänglich, aber sie genügen auch dem vorhandenen dogmatischen Bedürfnis. Die altkatholische Kirche ist somit nicht dogmenlos, aber sie ist undogmatisch; sie meidet es, ihre Kräfte in fruchtlosen dogmatischen Theorien zu verbrauchen, und widmet sie lieber dem Bemühen, wahrhafte Religiosität, die christgewollte Gotteskindschaft in ihren Mitgliedern zu erwecken, zu erhalten und zu fördern.

Dieser ihrer Haltung entspricht ihr Grundsatz, daß Entscheidungen in Glaubensfragen nur von einer wahrhaft allgemeinen Kirchenversammlung, also von einer Vertretung der christlichen Gesamtkirche getroffen werden können. Damit sind alle Streitigkeiten innerhalb der einzelnen Kirchen und zwischen ihnen zwecklos. — Außerdem ergibt sich aus dem vorher Gesagten, daß die altkatholische Kirche noch nicht „fertig", nicht starr auf ihren jetzigen Zustand festgelegt ist. Sollte die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis bisher Festgehaltenes künftig als sicher unrichtig oder unberechtigt, als Glied der gleichen, verabscheuten, durch den werdenden Ultramontanismus verursachten Mißbildung des Christentums und der Kirche, als unchristlich oder unkatholisch erweisen, so wird es jederzeit dem bis jetzt schon Getilgten und Ausgeschiedenen nachfolgen.

So also war und ist Streben und Ziel des Altkatholizismus beschaffen.

Was hat er erreicht?

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Gegensatz zwischen Katholizismus und Ultramontanismus in der abendländischen Kirche uralt ist. In den letzten Jahrhunderten bildeten ihre Kämpfe miteinander eine kaum unterbrochene Kette; immer wieder bäumte sich der Katholizismus in einzelnen glänzenden Vertretern zur Abwehr auf, aber es ist nicht zu leugnen, daß sein Gegner ihn innerhalb der römisch-katholischen Kirche überflügelte: Das Vatikanum war dessen letzter Triumph. Das lag daran, daß die nichtultramontanen Kreise keine Fühlung miteinander, keinen Rückhalt an einer Organisation hatten; die Reformationskirchen konnten ihnen den nicht geben, weil sie ihnen zu fremd geworden waren. Das will wohl verstanden sein, weil es zugleich die Frage beantwortet, warum die Altkatholiken nicht einfach protestantisch geworden sind. Die Reformationskirchen hatten eigene Bekenntnisformeln gesucht und mit ihnen unvermeidlich eine Spaltung in eine Mehrzahl von Sonderkirchen erhalten; durch die geschichtliche Entwicklung waren sie zu der Anschauung vom höchsten Bischofsamt des Landesherrn und damit zu wesentlichen Beziehungen zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt gekommen; in ihren kirchlichen Reformen hatten sie auf die vorkatholische, die apostolische Zeit zurückgegriffen und sich daher deren noch nicht ausgeglichenen Mannigfaltigkeit nicht entziehen können usw. Das alles mußte sie in ihrer Erscheinung — trotz vielfacher tiefster innerer Gemeinsamkeit — den Katholiken fremd machen. Denen fehlte also der äußere Halt und das machte sie schwach. Dem hat — und das ist sein grundsätzlich wichtigster Erfolg — der Altkatholizismus abgeholfen, indem er dem reinen Katholizismus im Gegensatz zum Ultramontanismus eine kirchliche Organisation gegeben hat: er schuf die romfreie katholische Kirche oder richtiger: er erweckte sie nach jahrtausendlangem Schlaf wieder zum Leben.

Ihre Verfassung ist ein Meisterwerk ihres großen Kirchenrechtslehrers v. Schulte; auf seiner Arbeit beruht unmittelbar die deutsche und mittelbar die schweizerische und österreichische Kirchenordnung. Sie stellt die kirchliche Verwaltung wie in der alten Kirche auf die breite Grundlage der Gemeinde. Die Vollversammlung der männlichen volljährigen Gläubigen ist in der Ortsgemeinde die höchste Stelle; die wichtigsten Fragen entscheidet sie selbst, selbstverständlich in Vermögensfragen u. dgl., doch hatte sie auch z. B. in Deutschland über die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst, in der Schweiz über die Spendung des Abendmahls unter einer oder beiden Gestalten zu entscheiden. Zur regelmäßigen Führung der Geschäfte

wählt sie einen Kirchenvorstand; sie wählt den Pfarrer und die ständigen Hilfsgeistlichen. Ganz entsprechend gestaltet sich die Ordnung im Gesamtbistum. Hier ist die höchste Stelle die Synode, die eine Vertretung aller Gemeinden darstellt, denn sie besteht nicht nur aus den Geistlichen, sondern jede Gemeinde wählt in einer Vollversammlung auf je 200 großjährige männliche Mitglieder einen Laienabgeordneten. Die Synode gibt die Gesetze, prüft die Verwaltung und ist oberste Berufungsstelle im Disziplinar- und Verwaltungsstreit; sie wählt die Schöffen zum Disziplinargerichtshof und die Examinatoren für die theologische Prüfung der Priesteramtskandidaten. Zur Führung der laufenden Geschäfte wählt sie eine Synodalrepräsentanz oder einen Synodalrat aus vier Geistlichen und fünf Laien; vor allem aber wählt sie den Bischof. Wie der Pfarrer geborenes Mitglied des Kirchenvorstandes, so ist der Bischof Mitglied der Synodalrepräsentanz, in Deutschland und Österreich sogar ihr Vorsitzender, während der zweite Vorsitzende ein Laie sein muß. Der Bischof ist der eigentliche Leiter des Kirchenwesens, der Vorgesetzte der Geistlichen; er ist in rein geistlichen Dingen selbständig und die Geistlichen sind darin nur ihm verantwortlich. Aber in Regierungs- und Verwaltungsfragen sind Bischof und Geistliche an die Zustimmung des Synodalrates bezw. des Kirchenvorstandes gebunden. Vom Tode eines Bischofs bis zur Neuwahl seines Nachfolgers führt die Synodalrepräsentanz die Regierung; aus der Zahl ihrer geistlichen Mitglieder ernennt sie den Bistumsverweser.

Diese regelmäßig überall durchgeführte gegenseitige Abhängigkeit der Geistlichen und Laien von einander verhindert die einseitige Vorherrschaft des Klerus und zieht die allerweitesten Kreise der Gläubigen zu selbsttätigem, regelmäßigem Mitwirken in allen Angelegenheiten der Kirche heran: zwei überaus glückliche Wirkungen. In den 32 Jahren ihrer Geltung ist denn auch an der Synodal- und Gemeindeordnung nicht ein einziger wesentlicher Punkt geändert worden.

In dieser Form trat die altkatholische Kirche ins Leben. Sie hatte zuerst mit der einen gewaltigen Schwierigkeit zu rechnen, daß ihre Anhänger in kleinen Gruppen über das ganze Reich verteilt saßen, daß es daher einer großen Zahl von Geistlichen und riesiger Geldmittel bedurfte, um sie alle seelsorgerlich zu bedienen; der Geistlichen gab es nicht allzuviel tüchtige und brauchbare, die zu diesem opfervollen und entsagungsreichen Werk bereit waren, und Geldmittel gab es natürlich zu allererst gar keine. So kam es, daß fast nur in größeren Orten für die Dauer Pfarrämter errichtet werden konnten; nur auf dem Boden, wo Wessenberg gewirkt hatte, in Südbaden und der nordwestlichen Schweiz, gibt es ländliche Gemeinden.

Nachrichten.

Lehrer-Orientfahrten 1906 und 1907. Den in den letzten fünf Jahren ausgeführten 16 Fahrten nach Ägypten und Palästina werden im Laufe dieses Sommers noch zwei weitere folgen. Die nächstjährigen vier Frühjahrsreisen nach Ägypten beginnen bereits Mitte Januar, an diese schließen sich dann drei Sommertouren an, auf denen zwischen Luxor und Assuan ein Spezialdampfer benutzt werden wird. Je nach Umfang und Wahl der Reiseroute ist die Dauer der einzelnen Reisen, an denen auch Damen und Nichtlehrer teilnehmen, verschieden. Das ausführliche Progamm der Fahrten Nr. 17 bis 25 ist bereits erschienen und wird auf Verlangen Interessenten von dem Reiseleiter Herrn Jul. Bolthausen in Solingen kostenfrei zugesandt.

Vom Bloc der Rechten. Beim Zentrumsfestmahl des Reichstages hat der badische Zentrumsführer Fehrenbach auf die evangelischen Hospitanten des Zentrums getoastet, deren Anwesenheit beweise, „daß die Zentrumsfraktionen niemals etwas unternommen hätten, auch in ihren Fraktionssitzungen nicht, was als ein Angriff oder als eine Verletzung evangelischer Interessen oder evangelischer Empfindungen gedeutet werden könne". — Graf Bernstorff (Welfe), evangelisch-lutherisch, antwortete nach der „Germ." u. a.: „Wir können mit Ihnen zusammen arbeiten, denn wir haben mit Ihnen im wesentlichen dieselben Grundanschauungen über die Göttlichkeit der christlichen Lehre und dieselben Grundsätze für Wahrheit, Freiheit und Recht." Ein trefflicher Evangelischer und ein echter Lutheraner!!!

Von der Orthodoxie. In Eisenach hat in der Pfingstwoche die Versammlung des Eisenacher Bundes stattgefunden.

Vom badischen Oberkirchenrat, von dem wir immer wieder Gutes berichten können, wieder ein treffliches Wort: Die Aufforderung an die evangelischen Geistlichen, dem Wunsch der Angehörigen verstorbener Katholiken Folge zu geben, wenn diese aus religiösen Gründen die Begleitung des evangelischen Pfarrers zum Leichenbegängnis begehren, das die römische Kirche verweigert hat. Nur wo es sich um Mißbrauch des evangelischen Pfarrers zu politischer Demonstration handelt, soll mit vollem Recht die Begleitung verweigert werden.

Auch am Ministertisch findet man in Baden ein festes Wort gegen Rom, das ein an preußische Kultusdebatten gewöhntes Ohr erfreut, Minister von Dusch erklärte in der Kultusdebatte: In der Frage der Klöster habe die oberste Kirchenbehörde in der letzten Zeit einen Standpunkt eingenommen, der eine Verständigung ausschließe.

Wegen D. Fischer aus der Landeskirche ausgetreten. In einer Gemeinde im Nordwesten Berlins hat nach der „Kreuzzeitung" ein Vater seinen Sohn aus dem Konfirmandenunterricht des Geistlichen genommen und ist aus der Landeskirche ausgetreten. Er teilte dem Geistlichen mit, daß er keinesfalls in einer Kirche bleiben könne, die einen Mann wie den Prediger D. Fischer als Geistlichen und Führer der Gemeinde bei sich dulde. Er trete daher in die evangelisch-lutherische Freikirche über. — Vorstehende Notiz geht durch die orthodox-konservative Presse. Wir glauben, daß die Orthodoxie ihre Glieder vor so verwerflicher Abkehr von der Kirche gerade in dem Augenblick, wo sie nach ihrer Meinung in Gefahr ist, warnen will. Wir verwerfen durchaus die andere Auffassung, als handele es sich um eine Aufforderung zur Nachahmung oder eine indirekte Mitteilung an die Kirchenbehörden.

Dr. Kalthoff und der Monistenbund. Im „Freien Wort" Nr. 6 berührt Friedrich Steudel-Bremen S. 230 f. die Stellung K's. zum Monistenbund in folgenden Sätzen, die schnell urteilenden und verurteilenden Gegnern Kalthoffs zu ernstlicher Beachtung zu empfehlen sind: Man legte ihm (Kalthoff) diese Aktion (Beteiligung an der Gründung des Monistenbundes) als ein Bekenntnis zu der materialistischen Denkweise aus, die aus der in vieler Hinsicht anfechtbaren, in den berühmten „Welträseln" niedergelegten Naturphilosophie Haeckels herausgelesen werden kann. In Wahrheit lag die Sache so, daß nicht er (Sperrungen nach der Vorlage) zu dem spezifisch Haeckelschen Monismus, der doch nur eine Spezies unter vielen monistischen Deutungsversuchen des Weltgeschehens bedeutet, sich bekannte, sondern daß er, ermutigt durch das entschiedene persönliche Bekenntnis Haeckels zu der in seinen (Kalthoffs) Reden über die religiöse Weltanschauung klassisch durchgeführten Versöhnung von monistischer Weltanschauung und Religion, den Plan der neuen Gründung in der bestimmten Absicht aufgriff, die Tätigkeit des Bundes vor jeder propagandistischen Verflachung zu bewahren und ihm seine wissenschaftliche und idealistische Bedeutung zu sichern. Seine nächstes Ziel war daher, für den Herbst eine öffentliche Tagung des Bundes vorzubereiten, bei der Monisten der verschiedensten philosophischen Ausprägung, sofern sie nur wissenschaftlich tüchtige Leistung versprachen, zu Worte kommen sollten. Ähnliche Tendenzen verfolgte er auch mit der in dieselbe Zeit fallenden Schöpfung der Wochenschrift „Das Blaubuch".

Der Trost an den Gräbern — ein Luxus! Diese Anschauung vertritt ein lippischer evangelischer Geistlicher nach der „Deutsch. Ztg." in der Praxis und öffentlich auf der Landessynode am 17. Mai. Eine arme Frau war zu ihm gekommen, um ihn um eine Rede am Sarge ihres Mannes, eines alten Veteranen, zu bitten. Sie bemerkte, daß sie nicht bezahlen könnte und der Herr Pfarrer schlug die Bitte ab. Gegen die Angriffe, die nun sich erhoben, bemerkte er in jener Synodalsitzung unter dem Hinweis auf die Übereinstimmung mit dem Synodalpräses: „Eine öffentliche Leichenrede sehe ich als einen Luxus an, und wenn jemand den haben will, so muß er ihn auch bezahlen!" Der Herr Pfarrer lebt mit seinen Anschauungen in der Vergangenheit, da war es wirklich einmal so, Gott sei Dank hören wir immer mehr auf „Klassenkirche" zu sein und die Geistlichen amtieren nicht mehr nach der Steuertaxe. Der Herr Pfarrer tut gut, sich dieser Vorwärtsbewegung schleunigst anzuschließen — und der Herr Synodalpräses auch!

§ 166. In Schweidnitz erhob der Staatsanwalt gegen den freireligiösen Prediger Tschirn und den Redakteur Feldmann-Langenbielau Anklage auf Grund des § 166, weil sie (nach der „Bresl. Morg. Ztg.") ein Inserat verbreitet haben, in dem es bei der Aufforderung zum Austritt aus der Landeskirche heißt: daß die Eltern ihre Kinder durch Taufe und Konfirmation der Konfession als Opfer darbringen, wodurch das Volk zu 99 Prozent sich selbst „den offiziell gültigen geistig-reaktionären Stempel" aufdrückt. — Die Ausdrucksweise ist kindisch-übermütig, — aber der § 166 wird keinen, der so denkt, bekehren. Im Gegenteil!

Ultramontane Seelsorge. Die „Nat. Ztg." gibt folgendes Stücklein aus dem „Christlichen Familienblatt" (Sonntagsbeilage zu 13 Zentrumsblättern), das von Pfarrer Röckel in Urloffen herausgegeben wird, bekannt: Der erste Liberale in diesem Sinne war Luzifer, der eine Empörung anzettelte gegen Gott. Der liberale Kain erhob sich schon an den Pforten des Paradieses gegen den frommen Abel. Seths Nachkommen hießen die Kinder Gottes,

Kains Nachkommen waren die liberalen Kinder dieser Welt. Der manchmal vom Bösen besessene Saul war nichts weniger als klerikal; er überwarf sich mit dem Hohenpriester Samuel. Liberale Weltanschauung finden wir bei Judas Ischariot, der auch meinte, er müsse vor allem für seinen Beutel sorgen; bei dem Hohen Rate und Pilatus, denen die Politik mehr galt als Wahrheit und Recht.

Wiesbaden. Auf Antrag des Professors Dr. Fresenius nahm die Kreissynode Wiesbaden-Stadt einen Antrag an, der den Synodalvorstand aufforderte, mit dem Konsistorium in Unterhandlung darüber einzutreten, daß der Konfirmationstermin vor den 1. April gelegt wird. Der Eintritt der Konfirmanden in Lehrlings- und Anstellungsverhältnisse mit dem 1. April hindert den rechten Abschluß des Konfirmandenunterrichts. Der Generalsuperintendent gab die Richtigkeit dieser Erwägungen zu. — Ebenso einstimmig wurde der Antrag des Pfarrers Veesenmeyer angenommen, an zuständiger Stelle dahin zu wirken, daß alle Beerdigungen von den Begräbniskapellen auf den Kirchhöfen und nicht mehr von den Häusern aus stattfinden. Interessant und erfreulich war eine „Bekenntnisdebatte" die sich an die Verhandlung über die Austritte aus der Landeskirche anschloß. Pfarrer Veesenmeyer erklärte, daß ein Dogmenzwang in der nassauischen Kirche nicht bestehe. Ein Laie, Rentner Cunz, wies begreiflicherweise auf die Verwendung des Apostolikums bei der Konfirmation hin. Demgegenüber hob Pfarrer Veesenmeyer hervor, daß die nassauische Unionsurkunde ausdrücklich sage, daß ein Glaubenszwang nicht herrschen dürfe. Generalsuperintendent D. Maurer wendete dies so, daß schon die Reformation Glaubenszwang ausschließe, daß also der, der die im Katechismus der Bezirkssynode 1890 ausgesprochene evangelische Lehre nicht tragen wolle, die Freiheit habe auszutreten. — Freimütig trat ihm Pfarrer Lieber entgegen, nicht die Zustimmung zum Katechismus von 1890 sei Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Landeskirche. Es gebe in der evangelischen Landeskirche kein Dogma in dem Sinne, daß gesagt werde: Du mußt erst dies oder das für unbedingt wahr halten, ehe wir dich als Glied unserer Kirche anerkennen. Das was binde und einige sei nicht die formulierte Lehre, sondern die Person Jesus Christus. Er sage den Konfirmanden, daß die Fassung des Apostolikums den Anschauungen vergangener Zeiten entspreche.

Großherzogtum Hessen. Aus Anlaß eines Antrags der Sozialdemokraten in der Zweiten Kammer, die Zuschüsse aus staatlichen Mitteln zur Deckung von Bedürfnissen der religiösen Gemeinschaften aufzuheben, hat die Reg.erung folgende Erklärung abgegeben: Die Großherzogliche Regierung hat seither an dem Standpunkt festgehalten und hält daran fest, daß, nachdem den Kirchen das Besteuerungsrecht gegeben worden ist, diese für ihre Bedürfnisse im allgemeinen selbst aufzukommen haben. In Anbetracht der Verpflichtungen, die der Staat sowohl der evangelischen wie katholischen Kirche gegenüber hat, sind jedoch seit 1875 aus staatlichen Mitteln Zuschüsse bewilligt worden, welche im Laufe der Zeit mit Zustimmung der Landstände mehrfach erhöht worden sind, zuletzt im Rechnungsjahre 1900/01. Die einschlägigen landständischen Verhandlungen lassen erkennen, daß diese Bewilligungen von dem Gedanken der Rücksichtnahme auf historische Verhältnisse der Kirchen zu dem Staat und dessen hohem Interesse an der gedeihlichen Entwicklung der Kirchen getragen waren. — Im Budget sind für die evangelische Kirche 310 000 ℳ, für die katholische 483 721 ℳ vorgesehen.

Herzogtum Koburg. Marineoberpfarrer Keßler in Kiel ist zum Hofprediger in Koburg ernannt worden, — also kein Pfarrer aus Gotha.

Frankreich. Anfang Juni haben die französischen Bischöfe, 75 an Zahl, in Paris über die Frage beraten: Anerkennung des Trennungsgesetzes und Bildung von Kultusvereinigungen — oder Ablehnung? Es ist Stillschweigen über das Ergebnis der Beratung, das zunächst Pius X. vorgelegt werden wird, proklamiert, aber die „Kölnische Ztg." will — und wird wohl wissen, daß mit 50 gegen 25 Stimmen die Anerkennung des Staatsgesetzes beschlossen worden ist.

Orient. In Smyrna ist am 24. Mai die deutsche protestantische Johanniskirche eingeweiht worden. Die deutsche evangelische Gemeinde besteht dort seit 150 Jahren.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 41.

Die

Zentralstelle des deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

befindet sich vom **1. Juli** an nicht mehr
Berlin, Hasenheide 59, sondern

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Dieselbe besorgt auf Bestellung **Bücher und Schriften jeglicher Art** und zwar **auf schnellstem Wege** direkt durch den Verleger.

Sie wendet sich an alle diejenigen Leser des Protestantenblattes, welche

1) auf dem Lande oder in **kleinen** und **mittleren** Städten wohnen und keinen **leistungsfähigen** Buchhändler zur Hand haben,
2) noch in keinem **festen** Verhältnis zu irgend einem Buchhändler stehen und
3) die Sache des freien deutschen Protestantismus und damit das **Protestantenblatt** nach Kräften fördern helfen wollen.

Sämtliche Bücher und Schriften werden den Bestellern **ohne jeglichen Aufschlag** und **ohne Portoberechnung** geliefert.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Zentralstelle des Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer,**
Freiburg i. Br.

Fahrt auf dem Mittelmeere

(Gesellschaftsreise)
zu ermässigten Preisen
ab **Genua.**
Dauer 12. bis 30. August.

Ausführliche Auskunft erteilt das Komitee, **Köln,** Engelbertstrasse 61.

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Stud. in Sprachen, Musik und Kunst **Pension** in einer der schönsten Vorstädte Londons. Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen 2c. Nähere Auskunft erteilt

Pastor Wohlleben,
Cöln, Lindenstr. 71.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Embe, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.